

GESPRÄCH MIT HUGH MacDIARMID

HEIDE LIPECKY: Herr MacDiarmid, wir haben die Freude, Sie zu einem Gespräch begrüßen zu dürfen. Sie und unsere Zeitschrift sind eigentlich schon alte Bekannte. 1966 veröffentlichten wir das erste Mal Gedichte von Ihnen, und 1968, anlässlich Ihres 75. Geburtstages, erschien ein größerer Gedichtzyklus in unserer Zeitschrift. Würden Sie uns etwas darüber erzählen, wie Sie zum Schreiben kamen, wie Sie überhaupt begannen?

HUGH MacDIARMID: Wie weiß jemand, daß er Dichter werden wird? Wie wissen andere Menschen, daß dies jemandes Schicksal ist, noch ehe er eine einzige Verszeile geschrieben hat? Ich kann diese Frage nicht beantworten, aber selbst als ich noch ein kleiner Junge war, waren viele Leute, und ganz besonders meine Lehrer in der Schule, überzeugt, daß die Poesie mein Lebensziel werden würde, und dies wurde mir so oft gesagt, daß ich es selbst zu glauben begann. Aber erst über dreißig Jahre darauf ging diese Prophezeiung in Erfüllung. Ich hatte Verse geschrieben, und einige wurden in der Lokalzeitung veröffentlicht, als ich zwölf Jahre alt war. Aber diese Verse hatten überhaupt keinen literarischen Wert, und wäre ich nach den ersten Versuchen beurteilt worden, hätte sich niemand vorstellen können, daß ich jemals ein Dichter von Bedeutung werden würde. Ich selbst ahnte nicht, welche Richtung meine Entwicklung nehmen sollte. Der entscheidende Faktor war, wie ich glaube, daß ich an der Grenze zwischen England und Schottland geboren bin. Meine Eltern entstammten der Arbeiterklasse; Landarbeiter mütterlicherseits und Textilarbeiter väterlicherseits. Die Mehrheit der Grenzbewohner hatte eine äußerst radikale Gesinnung. Mein Vater war selbst einer der ersten Gewerkschafter und aktives Mitglied einer Genossenschaft. Noch wesentlich wichtiger für mich war die Tatsache, daß meine Eltern und die gesamte Arbeiterklasse dieses Gebiets nicht Englisch sprachen, sondern die schottische Volkssprache, die Sprache, in der unser großer Nationaldichter Robert Burns schrieb. Die Edinburger Schriftsteller seiner Zeit warnten Burns, daß — schreibe er weiterhin in diesem ihrer Meinung nach barbarischen Dialekt — seine Leserschaft sehr gering sein würde, daß ihm aber die ungeheuer große englischlesende Welt gehörte, wenn er in Englisch schreibe. Wie sehr irrten sie sich! Selbst die Namen dieser Literaten sind heute nur wenigen Fachleuten bekannt. Burns schrieb weiter in Schottisch oder Lallan, wie er es nannte, das ist die Sprache des schottischen Tieflands, und er errang damit

weltweite Anerkennung und Ruhm. Es ist nur richtig, daß die große Hymne menschlicher Freundschaft in Schottisch geschrieben wurde — und zwar in einem Schottisch, das durchaus nicht ins Englische übersetzt werden kann, und doch wird sie auf der ganzen Welt gesungen. Ich meine «Auld Lang Syne».

Obschon Burns' Geburtstag jedes Jahr gefeiert wird, nicht nur in Schottland, sondern in der ganzen Welt, wo schottische Menschen leben, ist das eigentlich nicht mehr als ein Lippenbekenntnis zu seinem großen Namen. Burns schrieb über zweihundert Lieder, aber nur ein halbes Dutzend wird häufig gesungen oder ist der Allgemeinheit überhaupt bekannt.

Es war, glaube ich, bedauerlich, daß Burns einen so großen Teil seines kurzen Lebens dem Schreiben von Liedern widmete — und dem Umschreiben und Verbessern alter Lieder —, wenngleich es stimmt, daß Lieder das Herz des Volkes in einer Weise erreichen wie keine andere Form der Poesie. Aber in seinen wenigen längeren Gedichten zeigte Burns, daß er viel größere Dichtung hätte hervorbringen können, wenn ihm günstigere Bedingungen vergönnt gewesen wären als das harte Leben der Armut, das sein Los war.

Als Junge indessen kannte ich nicht mehr als ein oder zwei der banaleren Stücke von Burns. Während wir in meiner Heimatstadt alle Schottisch sprachen — und den Gebrauch des Englischen als Ziererei ansahen, als Nachäfferei des Adels —, war uns in der Schule der Gebrauch des Schottischen nicht erlaubt, und wir wurden bestraft, wenn wir darein verfielen. Standard-Englisch war die pädagogische Regel, und sie wurde rigoros durchgesetzt. Die schottische Sprache und die in Schottisch geschriebene Literatur wurde nicht einmal gelehrt, ein Monopol räumte man stattdessen der englischen Sprache und Literatur und sogar der Geschichte ein.

Erst als ich 1920, nach dem ersten Weltkrieg, demobilisiert wurde (ich war damals fast dreißig), erkannte ich die Notwendigkeit, diese Lücke in meinem Wissen von meiner Heimatsprache und ihrer Literatur zu schließen. Ich mußte mich fragen, wofür ich gekämpft und was Schottland durch das Opfern so vielen Blutes gewonnen hatte. Es war schön und gut zu sagen, wir kämpften, um die Unabhängigkeit des «armen kleinen Belgien» zu verteidigen — aber was war mit dem armen kleinen Schottland? Sobald ich mir diese Fragen stellte, wurde ich gewahr, daß viele andere junge Schotten, die wie ich Soldat gewesen waren, die gleichen Fragen stellten. So widmeten sich einige von uns dem Studium unserer eigenen Sprache und Literatur mit demselben Eifer, der für das Studium des Lateinischen, Griechischen oder einer anderen

Fremdsprache nötig gewesen wäre, um einen akademischen Grad zu erhalten. Sobald wir genug gelernt hatten, begannen wir in Schottisch zu schreiben und hatten in wenigen Jahren eine ausreichende Menge neuer Werke in Schottisch, um zu zeigen, daß man unsere alte nationale Tradition wiederbeleben und erfolgreich für die Ziele der Gegenwart verwenden konnte. Große Dichter wie William Dunbar, Robert Henryson und andere hatten im 15. und 16. Jahrhundert in Schottisch geschrieben, aber Schottland hatte sie vergessen, und später hatten schottische Schriftsteller in Englisch geschrieben. Waren sie Quislinge der Kultur und irrten genauso wie jene Edinburger Literaten, die Burns so schlecht beraten hatten? Ich glaube ja, und ich bin überzeugt, daß der verstorbene Dr. Edwin Muir, Dichter, Kritiker und Übersetzer von Feuchtwanger, Broch, Kafka und anderen europäischen Schriftstellern, recht hatte, als er sagte, «seit Englisch die Literatursprache Schottlands geworden ist, hat es keinen phantasiebegabten schottischen Schriftsteller gegeben, der durch das Medium des Englischen erstrangige oder auch nur zweitrangige Größe erreicht hätte. Sir Walter Scott schuf klassische Prosa, Prosa mit den klassischen Qualitäten Solidität, Kraft und Rhythmus, nur wenn er in Schottisch schrieb; sein schottischer Dialog ist große Prosa, und sein einziger Essay in imaginativer schottischer Literatur ‚Wandering Willie’s Tale‘ ist ein Meisterstück der Prosa.» Dr. Muir beschäftigte sich auch mit Thomas Carlyle, R. L. Stevenson und mit ein oder zwei Dichtern wie John Davidson und James Thomson, und er kommt zu dem Schluß, daß, «obgleich sie wesentlich waren, ihnen doch etwas fehlte, was in englischer Prosa wesentlich ist, und die Vergessenheit, der sie anheimgefallen sind, unverdientermaßen, wie es scheint, wenn wir ihre große Begabung sehen, ist zwar aus verschiedenen Gründen nicht einfach zu erklären, aber doch gerecht».

Dies ist das Hauptanliegen der schottischen Literatur seit fast fünfzig Jahren, und kein vernünftiger Mensch glaubt heute, daß sich abkehren vom Englischen und in Schottisch schreiben «den Uhrzeiger zurückdrehen» heißt. Sogar das schottische Erziehungsministerium wurde gezwungen, seine Politik zu ändern, und bestimmt jetzt, daß Schottisch in den Schulen ohne Strafe gesprochen werden darf und daß die schottische Literatur zum Stundenplan gehören soll. In allen schottischen Universitäten gibt es Seminare für schottische Literatur, und eine wachsende Zahl von Studenten erwirbt akademische Grade in diesem Fach. Immer noch gibt es keinen Lehrstuhl für schottische Literatur an einer unserer Universitäten, aber die Universität Edinburg

hat ein Institut für schottische Forschung eingerichtet, und verschiedene amerikanische und kanadische Universitäten tun das gleiche, wenn auch ein großer Teil der Forschungsarbeiten in schottischer Literatur und Sprachwissenschaft von amerikanischen und kanadischen Wissenschaftlern veröffentlicht wird.

Die Bewegung zur Wiederherstellung der unabhängigen schottischen Literaturtradition hatte mit einer beispiellosen Opposition zu kämpfen. In einem neueren, ausführlich belegten Essay über die schottische Literatur beweist ein zeitgenössischer Dichter, Sydney Goodsir Smith, überzeugend, daß diese seit dem 18. Jahrhundert eine Geschichte der anti-schottischen Lobby in der schottischen Literatur ist. Smith zitiert Beispiele dieser Opposition gegen die schottische Literatur und besonders gegen den literarischen Gebrauch des Schottischen von Dr. James Beattie im Jahre 1771, Henry Mackenzie (der Burns riet, in Englisch zu schreiben) 1786, Dr. John Moore 1781 (der Burns mit dem gleichen Erfolg riet), bis hin zu T. F. Henderson, der 1898 die Ansicht vertrat, daß Burns' Tod für die Heimatdichtung tatsächlich ein Sonnenuntergang war; die Dämmerung breitete sich sehr schnell aus; und die funkelnden Sterne, die von Zeit zu Zeit erschienen, offenbarten nur noch mehr die Dunkelheit der alles umgebenden Nacht. Smith zitiert weiter erstaunliche Beispiele dieses anti-schottischen Defätismus bis hin zum heutigen Tag (englische Schriftsteller betrachten in der Regel die schottische Literatur weiterhin als einen Nebenzweig der englischen Literatur).

Wenn auch an bestimmten Orten diese anti-schottische Lobby weiterbesteht, so fehlt es doch nicht an Gegenangriffen auf die englische Dichtung. Matthew Arnold sagte, daß trotz all ihrer bedeutenden Leistungen die großen romantischen Dichter in englischer Sprache — Shelley, Keats, Wordsworth, Brownning, Tennyson — sich als viel vergänglicher erweisen, als ihre zweifellos großen Fähigkeiten es vermuten lassen, aus dem einfachen Grund, *weil sie nicht genug wußten*.

In seinem Buch über «The New Modern Poetry» (New York 1967) bemerkt Professor M. L. Rosenthal von der Universität New York über eine ganze Reihe führender englischer Dichter des vergangenen Jahrhunderts (und er nennt die Sitwells, Walter de la Mare, Robert Graves, Housman, Kipling, Harved Monro und andere), «diese Namen waren einst hervorragend und haben ihren Platz; tatsächlich haben einige sogar einen ausgezeichneten Platz. Die große Strömung aber ist an diesen Dichtern vorbeigegangen.»

Charles Tomlinson von der Universität Bristol sagt in seinem Buch «The New

Age»: «In der englischen Dichtung der fünfziger Jahre findet man den unvernünftigen Versuch, die Werte Subtopias mit den Werten Surburbias zu kritisieren! — Anstatt der bewußten Formulierung einer Position hat man eine provinzielle geistige Trägheit als öffentliche Haltung und als den Rahmen einer gleichermaßen provinziellen Dichtung akzeptiert.» Und er weist darauf hin, daß die besten Dichtungen der jüngsten Zeit nicht von englischen Dichtern geschrieben worden sind, sondern von irischen, schottischen und Waliser Dichtern — Dichtern keltischer Länder also, deren jedes heute über eine starke Bewegung verfügt, sich von England loszulösen und seine politische und kulturelle Unabhängigkeit neuzugründen. Die große Achtung, die man der englischen Literatur zollte, wuchs im gleichen Tempo wie das britische Weltreich, aber es ist wahrscheinlich, daß mit dem Zusammenbruch des Empires und mit der Reduzierung Englands auf seine eigentliche Größe auch die englische Dichtung in naher Zukunft eine Abwertung erfährt. Dieser Prozeß hat eigentlich schon begonnen. Der Romancier T. B. Priestley erklärte kürzlich, die englische Literatur sei heute «mehr heruntergekommen als zu irgendeiner anderen Zeit seit dem 11. Jahrhundert».

Es war wie eine krönende Würdigung all dieser Tatsachen, daß, nachdem ich meine Ausbildung vervollkommnet und mein Wissen über die schottische Literatur erworben hatte, mir etwas sehr Merkwürdiges und Unvorhergesehenes widerfuhr. Ich hatte aktiv gegen eine Bewegung gekämpft, die vom Bund der Burns-Klubs ins Leben gerufen worden war, um den literarischen Gebrauch des Schottischen zu beleben, weil ich wußte, daß die Förderer dieser Bewegung nichts weiter im Sinn hatten, als die erbärmliche Art von sentimental und alberner Possendichtung weiterzuführen, die Hunderte von Dichterlingen nach dem Vorbild von Burns in Hülle und Fülle produzierten. Ich beschloß, mich mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung standen, dagegenzustellen. Aber auf einmal kam mir der Gedanke, daß ich selbst die Kräfte Schottlands miteinander aussöhnen sollte. Ich tat das, indem ich an dieses Problem von einem völlig neuen Gesichtspunkt heranging. Zu meinem Erstaunen gewahrte ich, daß meine ersten drei oder vier lyrischen Werke, die ich in Schottisch geschrieben hatte, einen weit größeren poetischen Wert besaßen als alles andere, was ich je in Englisch zu schreiben hoffen konnte. Ich hatte plötzlich eine Energiequelle tief in meinem Unterbewußtsein nutzbar gemacht.

Viele jüngere Dichter haben versucht, meinem Beispiel zu folgen und in Schottisch zu schreiben, aber das Wunder, das in meinem Fall geschah, hat

sich an ihnen nicht wiederholt. Trotzdem haben ihre schottischen Dichtungen mindestens das gleiche Niveau wie alles, was sie in Englisch schreiben könnten.

Es ist schwierig, das außergewöhnliche Phänomen meiner frühen Lyrik zu erklären, die — darin stimmen viele Kritiker überein — seit Jahrhunderten die einzige große Dichtung in Schottisch ist. Ich schrieb sie geradewegs vom Wörterbuch, verwendete viele Worte, die ich niemals wirklich hatte sprechen hören, Worte, die oftmals seit Jahrhunderten nicht mehr gesprochen worden waren. Das Schottische war in zahlreiche Dialekte zerfallen, von denen jeder nur Medium war für den sehr begrenzten Zweck der Menschen, die diesen Dialekt sprachen. Ich erklärte früher, daß ich Worte, die für meinen Zweck geeignet waren, aus jedem Dialekt und jedem Abschnitt der Geschichte nehmen und versuchen würde, wiederhinzuarbeiten auf ein Prinzip des Schottischen, das für den gesamten Bereich neuer literarischer Vorhaben das geeignete Medium liefern könnte. Dieser Entschluß und die Gedichte, die ich im Ergebnis schrieb, erweckten allgemeinen Hohn, aber diejenigen, die spoteteten, haben seither fast alle Grund gehabt, ihre Haltung zu ändern. Heute besteht allgemeine Übereinstimmung, daß gerechtfertigt war, was ich mir vorgenommen hatte, aber viele behaupten immer noch, daß dieser Weg, wenn er auch für mich völlig richtig war, für andere nicht richtig ist. Die Zeit wird es zeigen. Aber der allem Anschein nach absurde Plan, nach dem ich arbeitete — meinen Wortschatz nach Belieben aus dem erloschenen Sprachgebrauch zu gewinnen — war natürlich nicht wirklich neu und schon von einem sehr berühmten Dichter verwirklicht und gerechtfertigt worden. Kein geringerer als Dante, der die von ihm verwendete Sprache in genau der gleichen Weise aus der Vielzahl italienischer Dialekte entwickelte.

Erst kürzlich ist ein «Oxford Book of Scottish Verse» herausgegeben worden, natürlich sehr verspätet, denn fast alle europäischen Länder waren bereits in dieser berühmten Reihe vertreten. Die schottische Poesie mit ihrer über tausend Jahre alten Vergangenheit erschien in einer ganz ausgezeichneten Anthologie, die aber nicht die anderen gälischen Sprachen, die wir in Schottland haben und die noch immer auf ihre Veröffentlichung warten, berücksichtigte.

L.: Herr MacDiarmid, Sie haben uns einen sehr interessanten Einblick in Ihre Beziehungen zur schottischen Tradition gegeben. Ihr Name ist untrennbar verbunden mit dem Begriff der «schottischen Renaissance», aber Sie haben auch einen bedeutenden Namen unter den großen marxistischen Dichtern

der Welt. Was bewog Sie in den dreißiger Jahren, neue Themen in Ihre Dichtung aufzunehmen?

M.: Mit den lyrischen Gedichten, die ich in dem von mir erfundenen Schottisch schrieb, errang ich bald internationale Anerkennung. Aber ich konnte nicht so weiter machen, es wurde mehr und mehr zu einem Kunstgriff, es war einfach zu verwirrend, und überhaupt hatte sich in meiner geistigen Haltung eine Veränderung vollzogen. Mein Interesse an den Naturwissenschaften wuchs; ich vermochte in kürzeren lyrischen Gedichten nicht mehr das zu sagen, was meiner Meinung nach gesagt werden mußte. Und in dieser Situation ging es mir ganz genauso wie dem deutschen Dichter Heine, der nach dem großen Erfolg seiner frühen Lyrik neue Mittel suchte, die Tonalität seiner Gedichte zu brechen, indem er eine Vielzahl neuer Themen aufnahm. Und die Jahre, die Heine brauchte, um dieses Problem zu lösen — was ihm schließlich in seinen letzten Gedichten gelang —, sind eine genaue Parallele meines Falls. Ich hielt es in immer stärkerem Maße für notwendig, mich in meinen Gedichten auch mit Stoffen auseinanderzusetzen, die durchaus nicht der allgemeinen Vorstellung vom Poetischen entsprachen. Das kümmerte mich indessen wenig, denn ich wollte mich auseinandersetzen, ich wollte etwas zu der langen Reihe von Gegenwartsproblemen sagen, zu der großartigen neuen Perspektive, die die Naturwissenschaften eröffnet hatten. Und deshalb benutzte ich nicht mehr die von mir entwickelte schottische Sprache. Ich verwendete jetzt eine Form des Englischen, außerdem Wörter und Wendungen aus vielen anderen Sprachen. In meinen Augen gehörte dieses synthetische Englisch nicht mir, war nicht mein wirkliches Eigentum, ich hielt es nur meinem augenblicklichen Ziel für angemessen: Ich wollte sehr lange Gedichte schreiben. Wenn ich sage lange Gedichte, meine ich nicht Gedichte von dreihundert oder vierhundert Zeilen, ich meine Gedichte von sechzigtausend Zeilen. In diesem Bemühen stand ich durchaus nicht allein, es waren vor allem die kommunistischen Dichter, die Dichter, zu denen ich gerne gezählt werden möchte.

Große Zeiten verlangen große Sympathien, nicht nur in der bildenden Kunst und in der Musik, sondern auch in der Literatur, nicht nur in der Prosa, sondern auch in der Poesie. Majakowskis Poeme «Wladimir Iljitsch Lenin» und «Gut und Schön» stellen eine eindrucksvolle episch-lyrische Synthese der Geschichte von der Vorbereitung und der Ausführung der ersten sozialistischen Revolution in der Welt dar. Der Chilene Pablo Neruda feierte den nationalen Befreiungskampf der Völker Lateinamerikas in so monumentalen Gedicht-

zyklen wie dem berühmten «Canto general». Die mexikanischen Künstler schufen riesige Fresken. Nazim Hikmet arbeitete an einer gewaltigen Dichtung, die neun Bände mit mehr als dreihunderttausend Zeilen umfassen sollte, ihrem Titel nach, «Menschliches Panorama», wahrscheinlich eine Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Nach «Die Wüste und der Frühling» schrieb Wladimir Lugowskoi in fünfzehn Jahren das Werk seines Lebens «Die Mitte des Jahrhunderts», ein Buch von Gedichten, das er die Autobiographie des Jahrhunderts nannte. Es sind tiefgründige lyrische und philosophische Betrachtungen über den Menschen und die Menschheit, über das Glück und über den Kommunismus.

Was ich wollte, was ich zu erreichen versucht habe und was ich etliche Male in meinen Gedichten erläutert habe, ist, abgesehen von dem ausgesprochen schottischen Anliegen, mit dem ich begann, eine Sprache, eine Dichtung, die das Leben und die gesammelte Kraft unseres Daseins beeinflussen sollte.

L.: Sie erwähnten Parallelen zwischen Ihrem und Heines Schaffen. Haben Sie darüber hinaus noch Verbindungen und Beziehungen zur deutschen Literatur, und welche Resonanz hat die deutsche Literatur im allgemeinen in Schottland gehabt?

M.: Es ist tatsächlich interessant, daß die wichtigsten Übersetzungen ins Englische von Schotten und nicht von Engländern stammen. Dies zeigt in erster Linie, daß wir Schotten schon immer ausgedehnte internationale Verbindungen besaßen, wohingegen die Engländer relativ isoliert waren. Nur ein paar Namen: Nietzsche, Kafka, Dostojewski, Rilke wurden zuerst von schottischen Übersetzern übertragen. Im 18. Jahrhundert spielte die deutsche Literatur lange Zeit eine außerordentlich wichtige Rolle für die schottischen Autoren. Schriftsteller wie Thomas Carlyle und selbst Sir Walter Scott nahmen ungewöhnliches Interesse an der deutschen Literatur und schufen Übersetzungen vornehmlich von deutschen Gedichten. Und das dauerte etwa bis 1910.

Ich selbst kenne die deutsche Prosa nicht so gut, wie ich vielleicht sollte, aber die gesamte Reihe moderner Dichter hat mich stark interessiert, und hier besonders Rilke. Wenngleich ich Rilke auch heute noch für einen großen Dichter halte, so bin ich doch diesem Interesse an ihm entwachsen. Ich war abgestoßen von seinem extremen Subjektivismus und von den religiösen Elementen in seinem Werk. In neuerer Zeit habe ich mich vor allem mit Bertolt Brecht beschäftigt. Ich kann nicht gut genug Deutsch, aber eigentlich braucht man keine Sprache, außer der eigenen, gut zu beherrschen. Man sagt, die besten Übersetzer beherrschten nie die Sprache, aus der sie übersetzen.

Ich habe eine völlig neue Übersetzung von Brechts «Dreigroschenoper» geschaffen. Ich verwendete die «Bettleroper», Brechts «Dreigroschenoper», Robert Burns' «Die lustigen Bettler» und vereinigte sie zu einem neuen Werk in Schottisch. Da das aber keine praktische Lösung für Theaterzwecke war, übertrug ich sie ins Englische. Sie wurde von Brechts Erben gebilligt, und ich glaube, die Aufführung wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Was mein Interesse an der neuen deutschen Literatur angeht, so hatte ich Gelegenheit, eine Zusammenkunft von Schriftstellern und sogenannten Laienschriftstellern in Neubrandenburg zu besuchen. Ich hörte die Diskussion und war beeindruckt von der Heftigkeit und Schärfe der Kritik, die die einzelnen Sprecher gegeneinander vorbrachten. Schließlich war es nur gut und richtig, daß ich dort anwesend war, denn wie das Schottische ist ja auch das norddeutsche Platt ein besonderer Dialekt.

L.: Sie hatten also Gelegenheit, mit Menschen unseres Landes ins Gespräch zu kommen, nicht zum ersten Mal, denn Sie waren ja schon des öfteren hier. Haben Sie Veränderungen in der Haltung der Menschen, in ihrem Leben feststellen können, und welche Eindrücke hatten Sie überhaupt?

M.: Da ich die Freude hatte, bereits zweimal in der DDR weilen zu dürfen, bin ich in der glücklichen Lage, vergleichen zu können. Und ich sah, daß die DDR auf jedem Gebiet große Entwicklungen zu verzeichnen hat. In Großbritannien hören wir wenig über Berlin, und was wir wissen, aus dem Radio oder aus unseren Zeitungen, ist im allgemeinen falsch. Und ich halte es für einen sehr unglücklichen Umstand, daß nicht viel mehr über das Leben hier zu uns dringt.

Die Errungenschaften des Sozialismus in der DDR sind ein höchst bemerkenswertes Phänomen, aber noch mehr als diese materiellen Erfolge beeindruckt mich die psychologische Entwicklung des Volkes in seiner Gesamtheit. Der Wiederaufbau Dresdens zum Beispiel, die Verbesserung der Wohnbedingungen, die Ausstattung der Hotels mit allem Komfort, Dinge dieser Art sind offensichtlich, ebenso wie die Fortschritte der kollektiven Landwirtschaft. Das alles kann nicht durch eine Regierungsverordnung bewirkt werden, sondern die Menschen selbst müssen eine außergewöhnliche Entwicklung durchgemacht haben.

Ich stehe seit über sechzig Jahren an der Seite der Arbeiterklasse, und ich kenne die meisten bekannten britischen Sozialisten. Wir haben nichts Vergleichbares in unserem Land. Unsere gegenwärtige Labour-Regierung hat sich über die Forderungen der Arbeiterklasse hinweggesetzt. Wir müssen

Gespräch mit Hugh MacDiarmid

Schluß machen mit dieser britischen Regierung und statt dessen eine Regierung einsetzen, die die wirklichen Forderungen des Volkes zum Ausdruck bringt. Wenn das geschieht, werden wir in die DDR kommen, um zu sehen, was hier getan worden ist. Und wir werden mit uns nehmen Zahlen, Ergebnisse als Beispiel für unser Volk. Tausende werden kommen. Was wir in der Zwischenzeit tun können, ist, wenn wir in ein Land wie dieses kommen, zu studieren, was geschehen ist, darüber nachzudenken und zurück zu unserem eigenen Volk zu gehen und ihm zu berichten. Aber sie werden, von den Massenmedien beeinflußt, es nicht glauben, es sich nicht vorstellen können. Ich glaube, daß viele, viele Menschen in der DDR selbst sich vor einigen Jahren diese ungeheure Veränderung nicht hätten vorstellen können, die stattgefunden hat und die weiter vor sich gehen wird, bis das ganze Leben der DDR dieser grandiosen Entwicklung entspricht.

Aus dem Englischen von Heide Lipecky